

Neuerscheinungen

Geschichte der Philosophie

Thomas von Aquin. Eine Einführung von Martin Grabmann, Siebente, völlig neu bearbeitete Auflage. 8°. München 1946. Kösel. 231 S.

In 25jähriger Beschäftigung mit Thomas von Aquin ist diese Darstellung gereift, die sich ihren unbestrittenen Platz in der Weltliteratur errungen hat und in viele Kultursprachen übersetzt ist. G. S.

Vent' anni di studi scotisti (1920—1940). Saggio bibliografico E. Bettoni O.F.M. Direzione e redazione: Via Ludovico Necchi n. 2 - Milano 1943. 106 S.

Die richtungweisende Enzyklika P. Leo XIII. „Aeterni Patris“ hatte nicht nur ein neues und vertieftes Thomasstudium zum Gefolge, sondern regte auch gleichzeitig zu einer neuen Aneignung der gesamten Scholastik an. Was wir heute über Schriften und Lehren eines Alexander v. Hales, Bonaventura, Albert d. Gr., Thomas v. A., Roger Bacon, Duns Scotus, Meister Eckhart und Wilhelm v. Ockham wissen, hat in vielen Punkten zu einer gründlichen Revision der philosophisch-theologischen Leistung des Mittelalters geführt. Da die Arbeiten über die scholastischen Denker heute fast unübersehbar sind, macht sich von selbst das Bedürfnis geltend, sie von Zeit zu Zeit in einer bibliographischen Ueberschau zu erfassen. Einen wichtigen Beitrag dazu liefert die vorzügliche Bibliographie der skotischen Studien in den Jahren 1920—1940. Bettoni, der uns bereits eine Reihe gediegener Monographien über den Doctor Subtilis geschenkt hat (vgl. *Dalla dottrina degli universali alla teoria della conoscenza in Duns Scotus*. Vallecchi. Firenze 1942. 95 S.; *L'ascesa a Dio in Duns Scotus*. Vita e Pensiero. Milano 1943. 126 S.; *Duns Scotus*. La Scuola Editrice, Brescia 1946. 272 S.), setzt hier die früheren Arbeiten eines Freudenreich, Minges, Simonis, Longpré, Comte-Lime, Pelzer, Auweiler fort. (Etwas früher erschienen während dieses Krieges noch zwei weitere Arbeiten von M. Grajewski über die neueste skotistische Literatur in den *Franciscan Studies* 1941 (Amerika) und von U. Smeets O. F. M. *Lineamenta bibliographiae scotisticae*. Pro manuscripto ad usum commissionis scotisticae. Romae 1942.)

B. gliedert sein Werk in vier Abschnitte: a) Untersuchungen über Herkunft, Leben und akademische Laufbahn des Skotus — b) die Ergebnisse der bisherigen Skotusforschung (die Echtheitsfrage und Methode der neuen Skotusausgabe) — c) Studien über die Philosophie des Skotus — d) Studien über Theologie des Skotus.

Mit großer Sachkenntnis und viel Feinsinn hat V. die wichtigsten Ergebnisse der einzelnen Forscher mitgeteilt und so ein gutes Gesamtbild des Standes bis 1940 gegeben. Die Absichten, die B. dabei leiteten, hat er selbst am Ende seiner Arbeit niedergelegt. „Nello studiare Duns Scotus capita a tutti quasi istintivamente, di confrontare il

suo pensiero con quella di S. Tommaso. Confrontiamolo pure; notiamo però che il confronto non necessariamente richiede l'accettazione dell'uno e il rifiuto dell'altro. Solo Gesù, Somma verità, ha potuto esclamare: „chi non è con me è contro di me.“ Fra noi uomini, che non siamo mai la Verità, è possibilissimo apprezzare l'uno senza disprezzare l'altro" (105).

Die Bibliographie von B. in ihrer ersten Gestalt ist ein wirklich gelungener Entwurf. Wir stimmen vor allem zu, daß er sie fortsetzen will und möchten den Wunsch ausdrücken, daß er bis 1950 uns die 2. Auflage schenken möge. Dazu hätten wir zwei Desiderate. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn auch noch etwas eingehender über die verschiedenen Redaktionen des 2. und 4. Buches der Sentenzen berichtet würde, so wie dies zum 1. und 3. Buch geschehen ist. Desgleichen würde ein Index der besprochenen Autoren die Benutzung des Werkes erleichtern.

Fulda.

P. Timotheus Barth O. F. M.

The social thought of Saint Bonaventura. A Study in Social Philosophy. Von M. de Benedictis, O. F. M., M. A. (XV u. 276 S.), Washington 1946. The Catholic University of America Press.

Da B. keine systematische Sozialphilosophie geschrieben hat und ferner in seinen Schriften immer zugleich Philosoph, Theologe und Mystiker ist, ohne daß man diese drei ganz innig verwobenen Rollen tunlich trennen könnte, wählt Vf. für seine Arbeit bewußt den Titel „Der soziale Gedanke des hl. Bonaventura“ und nicht „Die Sozialphilosophie des hl. B.“ Die Soziallehre B.s ist wenig bearbeitet. Von der bis jetzt umfassendsten Schrift zu diesem Thema (H. Legowicz, *Essai sur la philosophie sociale du Docteur Seraphique, Fribourg (Suisse) 1936*) sagt Vf., daß sie die Texte B.s zuweilen umbiegt und den Gedanken B.s nicht richtig wiedergibt. Nach einer Einführung in die Quellen B.s legt Vf. zunächst B.s Welt- und Menschenbild sowie einige grundlegende Begriffe dar, die mehr der allgemeinen Ethik angehören, so vor allem den der Ordnung. Als wesentlichstes Element aller Ordnung erscheint das „*pondus*“ = „*inclinatio ordinativa*“, wodurch B. dem Ordnungsbegriff einen mehr dynamischen als statischen Charakter gibt. Die Darstellung des eigentlich sozialen Gedankens beginnt in Art. 4 des 3. Kap. mit der Erörterung der sozialen Natur des Menschen und der hauptsächlichlichen sozialen Gesetze, woran sich dann die Abhandlung über die Gesellschaft im allgemeinen, über Ehe, Familie und Staat anschließt. Den Abschluß bildet ein Kapitel über die sozialen Kräfte und Einrichtungen, nämlich soziale Autorität, irdische Güter, Eigentum, Arbeit und Tugenden.

Eine wichtige Rolle spielt im sozialen, wie überhaupt im ganzen Denken B.s der Begriff hierarchischer Ordnung. Er stellt der *supercaelestis* hierarchia (Gott) die *caelestis* (Engel) und die *subcaelestis* (Mensch) gegenüber, wobei die Dreizahl eine mannigfache Abwandlung erfährt. Das Grundgesetz des sozialen Lebens ist die Gerechtigkeit, näherhin die Kardinaltugend der Gerechtigkeit. Sie umfaßt als erstes Grundgesetz den Gott geschuldeten Kult. Gegenüber dem Nebenmenschen verlangt sie in der *lex innocentiae*: Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu!, und in der *lex beneficentiae*: Was du willst, daß man dir tue, das tu auch den andern! Die Gerechtigkeit muß jedoch, um sich nicht selbst zu verunmöglichen, durch die Liebe vollendet werden. Ja, das B. vorschwebende soziale Ideal liegt in der durch die Tugend der Liebe zu dem einen mystischen Leib Christi zusammengeschweißten Einheit der Menschen, in der die Forderungen der Gerechtigkeit und aller anderen sozialen Tugenden

ohne weiteres gewährleistet sind. Dieses Ideal sei, wie Vf. betont, das leitende Prinzip von B.s ganzem sozialen Ausblick, sei seine Sozialphilosophie.

Im einzelnen erleidet die Darstellung von B.s sozialem Gedanken sicher eine besondere Schwierigkeit dadurch, daß B. nur an einer Stelle ex professo vom Staat handelt. Den Staatszweck sieht B. im *bonum commune*. Es mag auffallen, daß B. den Ausdruck *bonum commune* selbst an keiner der für diesen Gedanken angeführten Stellen gebraucht. Vf. hebt ferner hervor, daß B., der den Menschen nie ohne sein letztes Ziel sieht, es als letzte Aufgabe des Staates wie jeder Gesellschaft betrachtet, dem Menschen zur Gewinnung seines höchsten Zieles zu helfen. B. mache diese Aufgabe des Staates ausdrücklich namhaft, wenn er feststellt, daß alle, die zur Autorität berufen sind, ihre Untergebenen zum ewigen Leben führen müssen. An der S. 174 zum Beleg angeführten Stelle (*De sex alis*, c. 5, n. 4) handelt B. nun allerdings ausdrücklich nur von den „*rectores animarum*“, so daß die Anwendung auf den Staat nicht unmittelbar deutlich ist. Ferner würde die unmittelbare Anwendung dieses Textes auf den Staat ergeben, daß der Staat in gleicher Weise, wie die *rectores animarum*, dem ewigen Heil zu dienen haben. Daß dies nicht im Sinne von B. gelegen ist, beweist seine Aufteilung der kirchlichen, d. h. allgemein menschlichen Hierarchie in zwei Sektionen, nämlich in die geistliche und weltliche, die je und je einen anderen Aufgabenbereich haben. Trotz dieser Aufteilung betrachtet B. die geistliche und weltliche Autorität aber als Bestandteile der einen menschlich-kirchlichen Hierarchie, spricht dem Papste die höchste Macht auch über das Weltliche zu, stellt den „*rūtus colendi*“ als erste der vier „*iustitiae morales secundum politicas leges*“ auf und fordert, diejenigen zu strafen, die daran zweifeln, ob sie Gott ehren müssen.

Auffallend ist es, daß B., soweit Vf. dies feststellen konnte, niemals von den subjektiven Teilen der Gerechtigkeit spricht und die Begriffe *iustitia commutativa*, *distributiva* und *legalis* nicht verwendet. Ob der Grund hierfür, wie Vf. meint, nur darin zu suchen ist, daß B. die Gerechtigkeit niemals ausführlich behandelt, mag dahingestellt bleiben. Auch die *iustitia generalis* hat bei B. zweifellos einen viel allgemeineren Sinn als die *iustitia legalis-generalis* des hl. Thomas und der Schule. Die Institution des Privateigentums betrachtet B. erst als notwendige Folge des gefallenen Zustandes. Entgegen der Ansicht, daß B. beim Menschen im Paradieszustande außer der Ehe und Familie kein Autoritätsverhältnis kenne, — man vgl. hierzu auch M. Grabmann, *Mittelalterliches Geistesleben*, München 1926, S. 79 — vertritt Vf., daß B. das Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen dem *status* wie überhaupt eigentümlich und darum nicht nur für den Menschen im gefallenen und wiederhergestellten, sondern auch im ursprünglichen Zustand gefordert ist. Nur der Charakter der Autorität als Zwangsgewalt und der des Gehorsams als knechtischen Gehorsams sind durch den Sündenfall bedingt.

S. 119 zitiert Vf. für die natürliche Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Autorität neben anderem 4. Sent., d. 24, p. 1, a. 2, q. 1, f. 4. B. handelt daselbst von den Weihen der Kirche und begründet lediglich die Notwendigkeit einer Vielfalt von Weihen aus der Notwendigkeit einer vielfältig gegliederten Ueber- und Unterordnung in der „*curia regis terreni*“. Die grundlegende Notwendigkeit einer Autorität überhaupt ist hier zum mindesten nicht ausdrücklich ausgesprochen. Für den auf derselben Seite Z. 3f. zu lesenden Satz: „Obwohl Autorität aus dem Wesen der Gesellschaft fließt, ist sie trotzdem kein konstitutives Prinzip derselben“, bringt Vf. weder unmittelbar noch im Kontext einen Beleg. S. 156 schreibt Vf., daß B. die elterliche Autorität als Macht der Ursache über ihre Wirkung begreife, ähnlich der Macht des Autors über seine Ideen. Die hierzu angeführte Stelle 1. Sent., d. 18, dub. 4, spricht aber nicht von der Macht eines Autors

über das von ihm Hervorgebrachte, sondern besagt nur, daß Gott, der Vater, mit Rücksicht auf den Ursprung des Sohnes und des Hl. Geistes Auctor zu nennen ist, weil man mit „auctor foecunditatem et plenitudinem respectu procedentium ab ipso“ bezeichnet, während der Vater mit Rücksicht auf seine eigene Ursprungslosigkeit inaccessibilis genannt wird. Von einem Uebergeordnet-sein an Macht ist hierbei keine Rede und kann keine Rede sein; denn wie man bei B. selbst lesen kann, „secundum quod auctoritas sonat in rationem dominii, quod ponit gradum; . . . sic non est in divinis, sed solum prout sonat in rationem principii.“ (1. Sent., d. 25, dub. 4.) Zurecht dagegen zitiert Vf. für die Ueberordnung auf Grund des Ursprungs De Perf. Evang., q. 4, a. 1, concl., wobei es zur vollständigeren Wiedergabe des Gedankens von B. allerdings wünschenswert gewesen wäre, den zitierten Text durch den bei B. vorausgehenden Satz zu erweitern, der besagt: „Dicitur alter alteri esse superior aut quantum ad originem naturae aut quantum ad dominium potentiae seu praesidentiae aut quantum ad regimen providentiae“. Denn dadurch wird erst verständlich, daß „prima superioritas competit ipsi naturae ratione sui. . . Primae superioritati debetur obedientia filialis.“ S. 232 (Fußnote 247) meint Vf., daß B. den Namen Kardinaltugend im eigentlichen Sinn den Kardinaltugenden vorbehalte, insofern sie gratuita virtutes, also infusae sind. Er schließt diese Deutung lediglich daraus, daß diese Tugenden nach B. deswegen Kardinaltugenden genannt werden, weil sie den Eintritt in das ewige Leben eröffnen, dieser aber nur durch die übernatürlichen Tugenden eröffnet werde. Denn wenn die Kardinaltugenden auch selbstverständlich nur dann zum ewigen Leben führen, wenn sie von der Gnade und Liebe beseelt sind, und wenn die Gnade auch die Kardinaltugenden als Tugenden vervollkommnet, indem sie ihre Werke verdienstlich macht (man vgl. 3. Sent., d. 33, q. 5, concl.) und sie als politische Tugenden vervollkommnet, indem sie dieselben in ihrer „rectitudo“ erweitert und bestärkt (ebd.), so knüpft die Bezeichnung „Kardinaltugend“ auch im Sinn von „führend zum ewigen Leben“ bei B. doch nicht an ihre Gnadenhaftigkeit an, sondern daran, daß sie es sind, die dem Menschen nach der objektiven sittlichen Seite hin principaliter jene Ordnung geben, die zum Leben führt, weil sie ihn befähigen, durch die „duplex porta ingrediendi in caelum“, d. i. „observantia mandatorum“ und „tolerantia tribulationum“ zu schreiten. Es scheint deshalb ungerechtfertigt und stellt eine Verschiebung des Status quaestionis dar, den Begriff des „Kardinalen“ mit dem des Gnadenhaften zu verbinden und zu sagen, die Bezeichnung „Kardinaltugend“ könne auf die politischen Tugenden nur in uneigentlicher Weise angewendet werden, obwohl B. diese als Kardinaltugenden bezeichne. S. 251 nennt Vf. die Kindespflichten beneficentia, honor, reverentia und obedientia. B. würde eine Dreiteilung (reverentia, obedientia, beneficentia) wohl besser entsprechen, da er in De decem praecept., coll. 5, einen triplex honor, nämlich honor reverentiae, honor obedientiae, honor beneficentiae unterscheidet. Anderwärts stellt er freilich auch honor und obedientia einander gegenüber.

Verbesserung: S. 126, 128 u. 130 kehrt konstant „infirma“ statt „infima“ (zu ergänzen „hierarchy“) wieder.

Bamberg.

J. Schneider.

Anthropologie

Das Menschenbild der modernen Medizin. Von Franz Büchner, Freiburg i. Br. 1946. Herder kl. 8^o. 38 S.

In diesem Vortrage versucht Büchner, der jetzige Leiter des Pathologischen Institutes Freiburg i. Br. und Nachfolger von Aschoff, die im naturwissenschaftlichen Wissen der modernen Biologie und

Medizin verborgenen Aussagen über das Wesen des Menschen ans Licht zu heben und in unserer Sprache davon zu künden. Im ersten Teil ist die Rede von wesentlichen Erscheinungen am Menschenleib. In der Hierarchie seiner Strukturen und Funktionen erstet vor uns das Bild einer bewundernswerten Verfassung, Durchdringung und Aufgipfelung der Teilstrukturen und Funktionen zu einer Gesamtgestalt, „ein Bild, das wir in seiner Großartigkeit und immanenten Logik nur mit höchsten Gestaltungen der Kunst vergleichen können“ (13). Jeder Strukturentfaltung ist ihr Maß gesetzt, jedes Uebermaß muß früher oder später zur Katastrophe führen. Im zweiten Teil wird die Frage nach dem Wesen des Menschenleibes durch die wiedergewonnene Einsicht beantwortet, daß der Leib den Adel und die Hoheit durch die Geist-Seele erhält. „Sie ermöglicht es uns, das Beieinander beider Wesenheiten als das innig Durchdringende und Durchdrungene zweier Partner zu sehen, die wechselseitig empfangen und geben“ (28). Der dritte Teil handelt von der Erkenntnis, die sich uns heute gerade von der Medizin von neuem aufzut, daß das Heil des Leibes letztlich in seinem Geiste beschlossen ist.

Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit. Das Bild des Menschen in der Psychotherapie. Von Alexander Mitscherlich, Hamburg 1946. Claaszen & Goverts. 8^o. 128 S.

Das gleiche so zeitgemäße Thema wie Büchner, lediglich etwas eingengter und ausführlicher, behandelt ein praktischer Arzt, ein Zeichen, wie stark heute das Bedürfnis nach philosophischer Vertiefung ist. In der kargen Zeit, die der Verfasser während des Krieges zwischen überfüllten Sprechstunden für sich finden konnte, sind die Notizen niedergeschrieben worden: „Sie stellen deshalb eigentlich Themen eines meditativen Selbstgesprächs dar und haben noch nicht die Breite einer flüssigen, den Leser einfangenden Darstellung gewonnen“ (Vorwort). Für den Verfasser stand die Frage „Was ist der Mensch?“ hinter jedem Kranken, der zur Tür hereinkam, war in jedem schmerzgeprägten Gesicht zu lesen, wollte aus jeder Bewegung gedeutet sein, mit der einer seine Schilderungen begleitete. Dankbar weiß der Verfasser sich Sigmund Freud verschuldet, dessen genialer Tiefblick ihm die Finsternis der vergangenen Jahre zu durchwandern verhalf. Dennoch bleibt er nicht in einer engen psychoanalytischen Doktrin stecken, sondern zieht die ganze Weite der Wesenserkenntnis vom Menschen, wie sie die heutige Psychotherapie bietet, in den Kreis seiner Betrachtungen ein. Das Wesen des Menschen wird in seiner Freiheit gesehen. Freiheitsverlust ist Einbuße an autonomer menschlicher Existenzweise; der Kranke hat die Freiheit, wollen zu können, verlernt. Krankheit ist nicht nur Geschick, sondern auch Geschichte, weist ebenso wie das Heilen auf das Subjektsein des Menschen zurück.

G S

Prägungen. Von der Ehrlichkeit der Begriffe. Von Josef Rütger, Münster 1946. Regensburg. 8^o 126 S.

Begriffe sind im geistigen, was das Geld im wirtschaftlichen Verkehr ist. Auch sie unterliegen Währungsschwankungen; auch geistige Münzen können verschwommene oder gar falsche Prägung tragen.

Der Autor unternimmt es, in unserer Zeit, wo aus Chaos und Untergang ein Neues, Besseres sich anbahnen soll, wo Jugend fragend, wo Erfahrene hoffend oder zagend ins Ungewisse blicken, eine Stabilisierung unserer geistigen Währung zu geben. Begriffe läßt er prüfend durch seine Hände gleiten, die wir tagtäglich wie billige Scheidemünze handhaben: Treue, Ehre, Beruf, Autorität, Würde,

Größe... Er wäscht mit scharfer Lauge allen unechten Schein und Schimmer von ihrer Schauseite, er wägt und vergleicht sie nach absoluten, unwandelbaren Maßstäben. Letzter Maßstab ist dabei stets das geistig-sittliche Wesen des Menschen, der in Erkennen und freier Selbstbestimmung nicht nur Geschöpf, sondern auch Abbild des persönlichen Schöpfergottes ist. Dieser Schöpfergott ist „oberster Münzmeister und Münzstock zugleich“. Zentripetal läuft die Gedankenführung aller einzelnen Kapitel auf diesen Mittelpunkt zu. Leben, Liebe, Arbeit, ... Friede, Kultur, Bildung, Staat, Geschichte, ... — sind diese Begriffe in ihrem Wesentlichen erfaßt, dann leuchtet hinter ihnen stets das Bild des unbegreiflich-unfaßbaren Gottes selbst auf als ihres Garanten und Trägers. Keine trockene Begriffserklärung ermüdet den Leser; immer führt R. uns tief ins Leben hinein: ins persönliche, ins völkische, ins menschheitliche Leben. An keinem Frager geht er achtlos vorüber. Der Strebende und Lernende erhält seine Antwort auf die Fragen nach „Kitsch“, „Spekulantentum“, „Beruf“, „Autorität“, „Sichausleben“, „Liebe“... Wer fertig und sicher zu sein glaubt, findet Klärung, Vertiefung oder auch Richtigstellung seiner Gedanken in Kapiteln wie „Religion“, „Kultur“, „Friede“ (Pazifismus!).. Und selbst der Forscher kann zu neuer Fragestellung angeeifert werden; vielleicht prüft er sein Gewissen, ob er bislang nur Tatsachenforschung gab, wo er christliche Sinndeutung hätte wagen sollen (Geschichte!); vielleicht auch folgt er der Anregung des Autors, in einer „Geschichte der Geschichtsschreibung“ zu zeigen, wieviel Unheil von falscher Geschichtsauffassung und -schreibung ausgegangen ist. —

Ein ehrliches, furchtloses, wegweisendes Buch! —

Fulda.

Dr. G. Konietyz-Grond.

Der Mensch und die Philosophie. Eine Einführung in die Existenzphilosophie. Mit einem Vorwort und Nachwort des Herausgebers Augustin Borgolte. Von Peter Wust, Münster 1946. Regensburg. kl. 8^o, 151 S.

Eine „Einführung in die Existenzphilosophie“ will das vorliegende Buch von Peter Wust geben. Existenzphilosophie — eine gering zu achtende Modephilosophie? Nein! P. Wust sieht in ihr eine sehr ernst zu nehmende Angelegenheit, spielt doch der Begriff der menschlichen Existenz darin eine zentrale Rolle. Er führt sie historisch herauf von Nietzsche über Bergson, Dilthey, Simmel, Troeltsch zu Kierkegaard, Heidegger, Jaspers. Der Begriff der „Existenz“ wird abgegrenzt gegen den der klassischen Seinslehre des Thomas v. Aquin und findet seine Bedeutungserfüllung als spezifisch menschliches Sein, d. h. nicht das Sein des Menschen in seinem Alltag *sub specie utilitatis*, sondern des Menschen in der Selbstbesinnung und Selbstverwesentlichung. Teilt er diesen Existenzbegriff mit den gegenwärtigen Existenzialphilosophen, so scheidet sich Wust doch streng von ihrem Pessimismus und Nihilismus. Nach Wust steht das erkennende Subjekt beim Rückzug in den „Raum seiner idealen Subjektivität“ sofort unter der Einwirkung eines absoluten Subjekts, das zugleich die Urwahrheit selbst ist und personalen Charakter hat. Unsere Vernunft ist wesentlich ausgerichtet auf ein Sein, das das Licht selbst ist. Es ist der starke, lebensformende Wert dieses Buches, daß W. da, wo die modernen Existenzphilosophen das „transzendierende“ Subjekt in einen „leeren Raum“ führen oder dem absoluten Nichts gegenüberstellen, es mit unbeirrbarer Erlebnissicherheit den Anruf eines absoluten, persönlichen Seins spüren läßt. Seine *positiv-metaphysische Seinsphilosophie* versagt auch nicht innerhalb unserer Erfahrungswelt, wo die heutige Existenzphilosophie an der Brüchigkeit

der „Situation“ verzagt. Die ewige „Frageunruhe“ ist bei all ihrer Gefährlichkeit doch sehr notwendig für den Menschen, damit er das Fragwürdige im Leben sehe, d. h. aber für Wust, daß er nicht blind werde für das Wunderbare, das nicht Selbstverständliche, das Geheimnisvolle. Ein hochgesinntes Ja zum Leben!

Seine Untersuchungen über die Philosophie als Wissenschaft führen ihn zu einer klaren Stellungnahme gegenüber der modernen Philosophie seit Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant sowohl als auch gegenüber dem Neu-Positivismus. W. weiß sich mit ihnen eins in der Forderung einer streng wissenschaftlichen Methode, eines logisch geordneten Aufbaus für die Philosophie. Die Philosophie erreicht wie die Mathematik den höchsten Grad menschlicher Gewißheit ihrer Einsichten, allerdings behaftet mit dem „Unstetigkeitsmoment“, das sie immer wieder zwingt, im Laufe ihrer Entwicklung den Kampf um ihre Erkenntnisgrundlagen neu aufzunehmen. In der Wertung dieses „Unstetigkeitsmomentes“ unterscheidet sich W. von den genannten Richtungen.

Während diese sich bemühten, im Streben nach einem strengen Objektivismus den menschlichen Unsicherheitsfaktor ganz auszuschalten, sieht W. gerade darin den höchsten Vorzug der Philosophie, der sie zur prima scientia macht. An die Stelle von Kants abstraktem „Bewußtsein überhaupt“ tritt bei W. der konkrete, lebendige Mensch, und die Philosophie bleibt nicht blasse, lebensferne Erkenntnistheorie, sondern wird zur „lebenbildnerischen Geistes- und Kulturmacht“. — Entgegen den Verfechtern des bloßen Wissenschaftsideals für die Philosophie (Positivismus) sieht W. in der Philosophie eine „Spannungseinheit“ zwischen Wissenschaft und Weisheit. Diese Weisheit ist „der menschliche Grundhabitus des Maßhaltens in allen Situationen“. Als solcher schützt sie die Philosophen vor der Maßlosigkeit des extremen Vernunftoptimismus wie des Vernunftpessimismus. Ein untrügliches Kriterium gibt W. an für die von ihm warm und begeistert geschilderte Weisheit: die Ehrfurcht vor dem Geheimnischarakter des Seins. In diesem Sinne erfährt sowohl die Sokratische Ironie als auch „De docta ignorantia“ des Cusanus eine neue Wertung.

„Der Mensch und die Philosophie“ ist der Titel des Buches. W. bestimmt ihr Verhältnis. Der Mensch als das „naturhaft sinnfragende Wesen“ ist von Natur der Philosophie zugeordnet. Er ist ihr Ausgangspunkt, ihr Zielpunkt. In der Philosophie spiegelt sich der Mensch: in der Dialektik seines existenziellen Denkens (dem „heimkehrenden“ und dem „abenteuernden“ Denken), in den beiden Grundakten seines Geistes (reflexio und devotio) und in der „Unge-sicherheit“ seines vom Geiste bestimmten Wesens überhaupt.

Am engsten ist die Verbindung zwischen Mensch und Philosophie an ihrem gemeinsamen Ausgangspunkte. In einem nicht mehr leeren, sondern ganz konkreten cogito ergo sum haben sowohl die Philosophie als auch der wesentliche, existenzielle Mensch ihren Anfang: das Vernunftwesen Mensch erkennt und anerkennt seine Bindung an ein absolutes Sein und wird dadurch erst wesentlich zum Menschen.

Nur das harmonische Gleichgewicht ihrer Tendenzen verbürgt den lebensformenden und kulturschaffenden Charakter der Philosophie. Jede sich einseitig entwickelnde Tendenz bedeutet eine Todesdrohung für die Philosophie. So zeigt W. die Gefährdung der Philosophie durch einen systemstarrten Dogmatismus, durch Nihilismus und Aktualismus auf. Bei seiner Stellungnahme zum Lessing-Kantischen Erkenntnis-Aktualismus interessiert die Auffassung Wusts vom diskursiven Denken, das er keineswegs als den höchsten Modus der Erkenntnis gelten läßt. Als solchen sieht er mit Henri Bergson vielmehr die Intuition an, ohne aber in der psychologischen Wesensbestimmung dieser Erkenntnisfähigkeit sich mit Bergson zu decken.

— Die eigenmächtige Entwicklung des „Devotionsaktes“ auf Kosten des Reflexionsvermögens führt zum Untergang der Philosophie in der Religion. Hier gibt W. eine scharfe Grenzbestimmung zwischen den beiden Kulturbereichen. Philosophie ist die Dienerin der Religion, nicht ihre Sklavin. Ihr kommt eine vorbereitende Rolle zu. Wohl kann für den Philosophen, den Einzelmenschen, der Moment kommen, wo alle Philosophie „im Angesichte des Todes oder im Blick auf das Kreuz“ entbehrlicher Luxus wird; für die Philosophie, die als Wissenschaft wesentlich in der Reflexion zentriert ist, darf nie der Moment kommen, wo die reflexio in der devotio untergeht. — Aber auch die einseitige Betonung der reflexio birgt Gefahr für die Philosophie. W. steht auf der Seite derer, für die Philosophie nicht nur Erkennen, sondern auch Bekennen, nicht nur Wissenschaft, sondern auch „Willenshaft“ bedeutet. Von hier aus erfährt der moderne Positivismus schärfste Verurteilung. Wer der Philosophie das Bekenntnismäßige nehmen will, sie zur gemeinen Rechenkunst machen möchte, der versucht im Grunde, Erkenntnismaterien, die wesentlich auf einer höheren Wertebene liegen, gewaltsam auf eine tiefere herabzuziehen. In der Gottesfrage heißt das z. B., der so tief im Hintergrunde der Welt verborgene Gott soll gleichsam zu einer Begegnung mit dem Menschen gezwungen werden. —

Vorwort und Nachwort des Herausgebers stellen das Buch in orientierenden Zusammenhang mit Wusts philosophischer Persönlichkeit und Entwicklung. Sie sprechen von der Entstehung des Werkes und vertiefen das Verständnis.

Dr. G. Konietzny - Grund.

Persönlichkeit und Vermassung. Eine psychologische und kulturanthropologische Studie. Von W. J. Revers, Würzburg 1947. 8^o, F. Schönig, 148 S. Kart. 5.— RM.

Der Verfasser — jetzt Assistent am Psychologischen Institut der Universität Würzburg — hat im Erlebnis der Kriegsgefangenschaft den Antrieb zur Besinnung über die Faktoren der erlebten Vermassung wie über das Persönlichkeitsideal, das aus dieser Vermassung herausführt, erhalten. Er hat sich die Mittel der verstehenden Psychologie wie der Philosophie Kierkegaards zu eigen gemacht, zugleich ist er beeinflusst von den Erziehungszielen der sog. „Schönstätter Bewegung“ und bietet im Aufriß eine ganze Persönlichkeitslehre. Damit will er zugleich der Krise unserer Zeit ein Heilmittel bereiten. Dieses große Ziel läßt es verzeihlich erscheinen, daß das Gebotene mehr Skizze als Ausführung ist. Die ruhige Vertiefung in die Erscheinung, bis ihr Wesen von selbst aufleuchtet, kommt zu kurz gegenüber der geistreichen Deutung. Immerhin ist das Buch ein verheißungsvoller Anfang. —

S. 111 muß es heißen: Actus puros, statt Actos puros.

G. S.

Klassiker-Ausgaben

Noch ist die Zeit nicht für große wissenschaftliche Editionen kritischer Art. Nur kleinere Schriften von überzeitlichem Wert und besonderer Bedeutung für unsere Zeit sind zu nennen.

Lucius Annaeus Seneca. Vom glücklichen Leben. De Vita Beata. Deutsch von Gustav Würtenberg, Düsseldorf 1946, L. Schwann, 127 S.

Eine Ausgabe, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, keinen textkritischen Ehrgeiz besitzt, doch sich redlich um einen möglichst gut

überlieferten und für uns verständlichen Text bemüht. Die Uebersetzung hält die Mitte zwischen möglicher Texttreue und der Uebersetzung in ein verständliches und echtes Gegenwartsdeutsch. Eine treffende Einführung zeichnet in sicheren Strichen das Bild Senecas. Der Urtext ist mit einer Uebersetzung geboten, Wort- und Sacherklärungen sind angefügt.

Epiktet. Das Handbüchlein der Moral. Nach der Übertragung von C. Hilty. Kl. 8^o, 61 S., 1946.

Novalis. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren. Ausgewählte Worte. Kl. 8^o, 39 S. 1946.

Leo Tolstoi. Was soll ich tun? Ausgewählte Worte. Kl. 8^o 39. S. 1947.

Alle drei: Vita nova-Verlag, Stuttgart-Degerloch.

Die kleinen Hefte haben keine wissenschaftliche Praetention. Sie sind aber recht geeignet, in der Hast des Alltags dem Besinnungssuchenden Gedanken zu bieten.

Immanuel Kant. Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Düsseldorf 1946. Drei Eulen-Verlag. 8^o, 92 S.

Der Text selber ohne Kommentar als Grundlage für Besprechungen in Seminarien ist hier geboten.

Thomas von Aquin. Ordnung und Geheimnis. Brevier der Weltweisheit. Zusammengestellt und verdeutscht von Josef Pieper, München 1946. Hegner-Kösel. 8^o, 135 S.

Der bekannte Thomas-Interpret bietet dem Kreise seiner Freunde Thomas-Worte, damit der Leser sie bedachtsam in sich aufnehme und das eigene Sinnen daran entfache. G. S.

Zeitschriften

The modern Schoolman. A Quaterly Journal of Philosophie. Vol. XXIV No. 1 u. 2 (1946/47). St. Louis University, St. Louis.

Die neuscholastische Philosophie Amerikas steht auf einer beachtlichen Höhe. Davon zeugen auch die vorliegenden Hefte des 24. Jahrganges der von Jesuiten geleiteten Zeitschrift „The modern Schoolman.“ Sie enthalten folgende Beiträge: Henri Renard: The problem of knowledge in general; John MacPartland: The March toward matter; Clifford G. Kossel: Principles of St. Thomas's distinction between the esse and ratio of relation; Bernard Cooke: The Mutability-Immutability Principle in St. Augustine's metaphysics; James Collins: Philosophical Discussion in the United States: 1945 (darin erster Abschnitt: The Nietzsche centenary); Henri Renard: The functions of intellect and will in the act of free choice.

The modern Schoolman. Supplement to Volume XXI (1945): Thomistic Bibliography 1920 — 1940, by Vernon J. Bourke. 312 p.

Eine Revue der erstaunlich reichen Forschungsarbeit über Thomas von Aquin von 1920—1940. Die Bibliographie zählt 6667 Nummern! Die Anfertigung setzt geordnete bibliothekarische Verhältnisse voraus, die

bei uns noch fehlen. Bei deutschen Angaben finde ich gelegentliche Versehen. Es muß heißen: Kleinedam (statt Kleinendam), L. Baur (statt Bauer), Joachim (statt Joakim Nr. 6192), Glaubenswissenschaft (statt Glaubewissenschaft Nr. 4153).

Zeitschrift für philosophische Forschung. Unter Mitwirkung von Bollnow, Hellpach, Hochstetter, Lersch, Pichler, Weischedel, Bröcker, Heyde, Hoffmann, Linke, Reidemeister, Zocher. Herausgegeben von Georgi Schischkoff, Bd. I. Heft 1—4, Reutlingen 1946/47, Gryphiusverlag. 636 S.

Ein Kreis bekannter deutscher Philosophen steht als geistiger Träger hinter diesem Organ, das allen Auffassungsweisen, Arten, Problemgebieten und Strömungen des philosophischen Denkens bzw. der philosophischen Forschung unparteiisch zur Verfügung stehen und mit hin ein Veröffentlichungsblatt für Forscherbeiträge der streng philosophisch Denkenden darstellen will. Es geht betont nicht von einem engen Kreise aus und will deshalb auch nicht einseitig einer besonderen Richtung dienen. Die Zeitschrift bietet ihren Lesern: Originalaufsätze und kritische Abhandlungen, die zu einer öffentlichen Diskussion über strittige Probleme der Philosophie führen, Berichte und kritische Betrachtungen über gegenwärtige philosophische Erscheinungen;

Buchrezensionen, wobei zunächst ausländischen Werken, die während der letzten 12 Jahre erschienen und den deutschen Lesern unbekannt blieben, besonders Beachtung geschenkt werden;

Mitteilungen aus dem in- und ausländischen philosophischen Leben.

Der erste Jahrgang liegt bereits fertig vor und zeugt von dem energischen Willen, das angekündigte Programm durchzuführen. Besonders aner kennenswert ist die Tatsache, daß trotz der schweren Behinderungen in unserem Verkehr mit dem Auslande Berichte von der Lage der Philosophie im Auslande (Schweiz, England, Italien) und von uns unerreichbaren ausländischen Werken gegeben werden. Die bisherigen Abhandlungen: Kurt Huber: Leibniz und wir; W. Bröcker: Das Modalitätenproblem; W. Hellpach: Numen und Ethos; P. F. Linke: Gottl. Frege als Philosoph; R. Zocher: Zum Problem der philosophischen Grundlehre; H. v. Glasenapp: Was können wir von der Philosophie der Inder lernen?; P. Wülpert: Die Lage der Aristotelesforschung; R. Mense: Der Anspruch der Philosophie; E. Hoffmann: Die Vorsokratiker in antiker Tradition; K. Reidemeister: Anschauung als Erkenntnisquelle; J. E. Heyde: Grenzen der psychologischen Schichtenlehre; G. Siewerth: Wesen und Geschichte der menschlichen Vernunft nach I. Kant; H. Knittermeyer: Der „Uebergang“ zur Philosophie der Gegenwart; N. v. Bubnoff: Goethe und die Philosophie seiner Zeit; G. Stammler: Grundsätzliches zur Beurteilung des Verhältnisses von Logik und Logikkalkül; G. Schischkoff: Zum Problem einer exakten Symbolik des philosophischen Denkens; A. Meyer-Abich: Hans Driesch, der Begründer der theoretischen Biologie; B. Russel; Physik u. Erfahrung; O. Philippe: Grundideen zu einer Noumenologie; A. Kastil: Wahrheit und Sein; L. Müller, Nietzsche und Solovjev.

Geistige Welt. Vierteljahrsschrift für Kultur- und Geisteswissenschaften. Schriftleitung: Hans Jantzen, II. Jg., Heft 1-3, München (1947). Filser-Verlag.

Von hoher geistiger Warte aus nehmen die Beiträge dieser Vierteljahrsschrift Stellung zu wesentlichen geistigen Fragen. Die vorliegen-

den Hefte enthalten folgende Beiträge: Bruno Snell: Die Entdeckung der Menschlichkeit und unsere Stellung zu den Griechen; Alois Dempf: Schelling, Baader, Görres; Ernst Mäste: Grundriß einer Soziologie des politischen Lebens; Curt Gravenkamp: Der Geist der Tradition in Deutschland um 1800; Ernst Kris: Zur Psychologie des Vorurteils; Aloys Wenzl: Hundert Jahre philosophische Tradition in München; Hubert J. Müller: Bemerkungen zur Weltkultur; Franz Eglon: Vom Menschen und der Gestaltung; K. H. Bodensiek: Von der romantischen Illusion; Rudolf Stadelmann: Die Geschichtsphilosophie Gian Battista Vicosi; G. F. Hartlaub: Grenzen der antiken Kunst; Gerhard Frey: Begrenzung als geistige Situation der Gegenwart; Werner Haftmann: Der Glaube an die Krise; Walter Otto: Vom Impressionismus zum Surrealismus.

Beiträge zur christlichen Philosophie. Herausgegeben von August Reatz und Wilhelm Troll, geleitet von Karl Holzamer. 1. Heft. Mainz (1947). Florian Kupferberg. 53 S.

Als Herausgeber der „Beiträge“, die in zwangloser Folge erscheinen sollen, in jährlich etwa vier Heften, zeichnen Professoren der neuen Universität Mainz. Das Ziel ist in der „Einführung“ angegeben: „Wissenschaftliche Erörterungen, besonders wenn sie aus der Tiefe der natürlichen philosophischen Erkenntnis und der im Glauben gründenden theologischen wissenschaftlichen Einsicht stammen, sollen echte Gesprächsanbahnungen unter den Menschen darstellen. Daß der Gesprächspartner hierbei einen festen eigenen Standpunkt hat, von dem aus er fragt, urteilt und antwortet, gibt der allgemeinen Gesprächsführung die so bitter notwendige Klarheit und Belebung“.

Die Aufsätze des ersten Heftes sind: Jaques Maritain: Christentum und Demokratie (aus dem Französischen übersetzt); Ludwig Lenhard: Christentum und Germanentum im Werturteil der letzten Jahrhunderte; Wilhelm Troll: Ueber den Bildungswert der Naturwissenschaft. G. S.

Neue Mitarbeiter

Pierre Maillard, geb. 19. 7. 1906 in Toul (Frankreich), Geschichtsprofessor an einer höheren Schule, jetzt Lektor für die franz. Sprache an der Dolmetscherhochschule Germersheim.

Hans Blumenberg, geb. 13. 7. 1920 in Lübeck. Studium der Philosophie in Frankfurt/Main, Hamburg und Kiel.

Dr. Hans Wagner, geb. 10. 1. 1917 in Plattling/NB., Studium der Philosophie in Würzburg, jetzt Lehrbeauftragter für Italienisch an der Universität Würzburg.

Prof. Dr. Desiderius Breitenstein O. F. M., geb. am 18. Februar 1889 in Kallmerode (Eichsfeld), z. Zt. Professor an der philosophischen-theologischen Hochschule in Fulda.